

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das deutsche Gaunerthum

4 Teile in 3 Bd.

3

Avé-Lallemant, Friedrich Christian Benedikt

Hildesheim, 1980

γ. Die Jägersprache

[urn:nbn:de:bsz:31-420805](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-420805)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

γ. Die Jägersprache.

Das „edle Weidwerk“ war von jeher ein ausnehmendes Recht der Fürsten und Edeln, dessen Besitz sie gegen jeden, welcher das Wild von seinem zerstampften und zerwühlten Acker auch nur zu verschrecken unternahm, mittels einer drakonischen Jagdgesetzgebung behaupteten und schützten. Das Jagdrecht mit der Geschichte seiner Gesetzgebung ist eine bedeutsame culturhistorische Merkwürdigkeit. Es blieb, allen Landfrieden zum Hohne, bis auf die neuere Zeit ein sanctionirtes großes Stück Faust- und Fehderecht gegen die Wehrlosigkeit, mittels dessen dem Wilde ein Nießbrauch an dem gesammten Grund und Boden des wehrlosen Landmanns eingeräumt wurde, bis, ungeachtet bei jeder Auslehnung des Bauernstandes seit den Bauernkriegen das leidige Jagdrecht rügend zur Sprache gebracht wurde, es erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb, das Jagdrecht zu einer vernünftigen milden Gesetzgebung überzuführen.

Mit dem Jagdrecht hatte auch die eigenthümliche Jagdsprache eine culturhistorische Bedeutsamkeit gewonnen. Solange die Sprache des Ritterthums frei von fremdartigen Ausdrücken blieb, war auch die deutsche Jagdsprache einfach und natürlich. Sowie aber das Ritterthum aus den verschiedenen europäischen Ländern die verschiedensprachlichen Ausdrücke in seine Sprache vereinigte, so griff auch das romantisch-poetische Jägerleben mit besonderer Vorliebe nach solchen Ausdrücken, um der Sprache des edeln Weidwerks Poesie und Adel zu verleihen. So wunderbar die Jagdsprache des Mittelalters und der unmittelbar folgenden Zeit sich gestaltete, so hat sie doch immer etwas zierlich Edles, wenn auch dabei meistens sogar bis zur Komik und Caricatur Steifes. Sie wurde aber unerträglich, seitdem das Ritterthum zu erblichen und das eigentliche Jägerhandwerk aufzukommen anfang. So sehr auch die Herren und Edeln strebten, ihren eigenen Jagden den alten Glanz und Adel zu bewahren, so sehr wucherte in dem Jägerhandwerk die platte, geschmacklose und niedrige

Sprache auf ¹⁾), deren wesentliches Streben darauf hinausgeht, eine rohe, sinnlose Metaphersprache im Schwange zu halten, welcher Wahrheit, Poesie und Geschmack, ja sogar sehr oft aller Sinn abgeht, und deren Kriterium man am besten in der rauhen Gewalt finden kann, mit welcher das Jägerthum den in das Jagdleben hineintretenden Laien zum Gebrauch seiner Vocabulatur zwingt und seine Verstöße dagegen in roher Weise zu rügen weiß. ²⁾

1) Am plattesten und lächerlichsten läuft die Jägersprache aus, wenn sie es unternimmt, die Laute der Thiere, besonders der Vögel, in sprachliche Ausdrücke zu kleiden, was denn auch in den schalen, ekelhaften Dichtungen Hoffmannswaldau's unaussetzlich widerlich hervorklingt, wenn er z. B. sagt: „Es tititititit die Lerche“ u. s. w. (vgl. Wilmar, II, 41). Komisch machen sich die besonders von Beckstein versuchten Ausdrücke, z. B. das Gelocke der Heidel Lerche „Dadigoi“, oder der Wiesenlerche „Is gis“ (vgl. den in der folgenden Note citirten G. F. D. aus dem Winkell, II, 491 und 500). Welche ungeahnte gefährliche Sprache der Natur, wenn ein durch Flur und Wald streifender Gauner in Dadi goi (11 77) „mein Heidenvetter“ und in Is gis (11 115) „Mann, Schwager“ deutlich rufen hört, wovon der alte vogelsprachlehrende Eremit in G. Brentano's herrlichem Märchen „Schulmeister Klopstock und seine Söhne“ wol kaum eine Ahnung gehabt haben mag, wenn er nicht etwa selbst ein Pönitenz übender Gauner war.

2) Einen klaren Ueberblick über die Jägersprache gewährt, obgleich ein eigenes Jagdwörterbuch nicht beigegeben ist, G. F. D. aus dem Winkell's vortreffliches „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber“ (3 Theile, Leipzig 1805—6; dritte Auflage, 1858), welches die besten Handbücher und Quellen benutzt hat. Es ist merkwürdig, wie auch in der deutschen Jagdsprache die Sucht, das Fremde nachzuahmen, sich nicht verleugnen konnte, während die französische Jagdsprache, wenn auch immer zierlich und paraphrastisch, doch einfacher und verständlicher ist. Die deutsche Jagdsprache hat gleich der gewöhnlichen Umgangssprache sogar einzelne französische Ausdrücke aufzuweisen, welche keineswegs französisch sprachrichtig sind. So z. B. kennt der Franzose den Ausdruck *par force* im deutschen Jagdausdruck „Parforcejagd“ gar nicht, wie denn überhaupt *par force* unfranzösisch ist. Für Parforcejagd hat die französische Jagdsprache *chasse à cor et à cri*, oder *chasse à courre*, oder *chasse aux chiens courants*, oder auch mit bestimmter Bezeichnung des Wildes *chasse du cerf, du renard* u. s. w. Dagegen haben die alten schönen, meistens aus Frankreich stammenden Jagdsignale und Jagdmelodien sich auch in Deutschland noch rein erhalten und sowohl durch ihre Einfachheit, indem sie meistens nur für zwei Hörner geschrieben sind, als durch ihren Periodenbau im Sechssachtel- oder Zwölfsachteltakt, sowie durch ihre meistens ungesuchte Be-

Schon im Dreißigjährigen Kriege findet man die edle Jägersprache zu der Platttheit herabgekommen, in welcher sie seitdem nur noch immer weiter herabgesunken ist. In dieser Form hat sie dem ganzen Jägerthum auch ihrerseits eine Zuthat zu jener Eigenthümlichkeit gegeben, in welcher die aus der vollen Frische des freien Lebens und Streifens in der Natur gekräftigte offene Männlichkeit mit dem traditionellen und durch Belauschung eigenthümlicher Naturereignisse genährten und verstärkten Aberglauben in einem ganz seltsamen Gemisch, fast wie in einem dualistischen Kampfe hervortritt. Diese Erscheinung ist charakteristisch jägerisch und prägt sich in der frischen Kühnheit des sogenannten Jägerlatein aus, in welchem namentlich von alten Forsteremplaren Ungeheuerliches geleistet wird und völlig unglaubliche und unmögliche Dinge mit der vollkommenen Sicherheit abgeschlossener innerer Ueberzeugung und mit dem empfindlichsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit dargestellt werden.

Erst der bedeutsame wissenschaftliche Aufschwung, den das Jagd- und Forstwesen der neuern Zeit genommen, hat auch dem Jägerthum und seiner sich mehr und mehr wieder veredelnden Sprache eine würdige Stellung angewiesen. Seit dem Dreißigjährigen Kriege gibt es jedoch nächst dem Soldatenstand wol kaum irgendeinen, der zum Räuber- und Gaunerthum ein größeres Contingent geliefert hätte als der Jägerstand. Das Reisen als Jäger gab dem Räuber auch den Sicherheitsbehörden gegenüber eine unverdächtige Gelegenheit, in voller Bewaffnung einherzutreten. Die meisten und schlimmsten Räuber seit dem Dreißigjährigen Kriege fingen mit Wildddieberei an, und diese Wildddiebe waren, wenn nicht förmlich gelernte, doch trefflich geübte Jäger, welche der in Deutschland ungeheuer angeschwollenen Geseßgebung gegen Wildddieberei

tonung der schlechten Tacttheile etwas ungemein Ansprechendes und Romantisches, das sogar dem Elegischen sich nähert. Man vgl. z. B. bei aus dem Windell, I. 286, die Wasserfanfare Nr. 7 und das Hallali Nr. 8. Ein älteres, wenn auch lange nicht vollständiges, doch aber noch immer brauchbares Jagdsprachwörterbuch findet man im vierten Anhange zu J. Chr. Nehring's „Historisch-politisch-juristischem Lexikon“ (Gotha 1717).

offen Hohn sprachen. ¹⁾ So kam es denn, daß eine nicht geringe Menge Jagdausdrücke in die Gaunersprache aufgenommen wurden und daß durch die Berührung mit dem Gaunerthum sogar die scheue jüdischdeutsche Sprache Jägerausdrücke enthielt, welche man für kahle Einschwärzungen halten möchte, wenn nicht auch bei der sprachlichen Forschung beständig der Blick auf die historische Entwicklung des ganzen Gaunerthums gehalten werden müßte, damit man sich überall klar orientiren kann.

Die Jagdsprache ist zu bekannt und beliebt, als daß es hier der Anführung einzelner Beispiele bedürfte. Die vom Gaunerthum recipirten Ausdrücke finden sich im Wörterbuch.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

8. Die Schiffersprache.

Will man die alte deutsche Urkräftigkeit und Urfische in ihrer ganzen wunderbaren Fülle und Freiheit kennen lernen, so muß man das Matrosenleben, vorzüglich des deutschen Nordens, beobachten und studiren. Es ist schwer, die prächtige Matrosennatur zu schildern, an welcher die Cultur des 19. Jahrhunderts nur fleckweise, wie ein entstellender Anflug an glänzendem Stahl, haftet, und welche je mehr und mehr ihren Glanz verliert, je schärfer sie von der Cultur beleckt und mit Rost überseht wird. Nirgends drückt sich das deutsche Kraftwesen voller und üppiger aus, nirgends erscheint auf irgendeiner Folie die moderne Cultur mehr als Uncultur, nirgends wird diese Cultur in so natürlicher Weise und mit so ungesuchter Ironie mehr verhöhnt und rücksichtsloser bloßgestellt als im Matrosenleben. Das Matrosenleben ist unsere

1) Vgl. B. Franck von Steigerwald, „Res furciferorum. Diebstahl“, wo Th. I („Von den Greystäten und Schlüssen“), Kap. 12, S. 72—164 ausführlich von „Wildbret-Schützen oder Dieben“ abgehandelt wird. Vgl. die Literatur Th. I, S. 231, wie auch das Leben des sehr merkwürdigen Bayerischen Hiesel (Matthias Klostermayer), dessen Th. I, S. 243 gedacht ist.